

Künstlerische Botschaft Israels

Josef Tals «Josef» in Tel Aviv

Die New Israel Opera beendete ihre erste festliche Saison im neuen Opernhaus mit der Uraufführung von «Josef», einer Oper von Josef Tal nach dem Text von Israel Eliraz. Es war ohne Zweifel das bedeutendste Ereignis der gesamten Spielzeit der NIO und hätte eigentlich zur Eröffnung des neuen Hauses im Oktober 1994 stattfinden müssen, nicht nur als Paukenschlag, sondern auch als Hinweis auf die Linie, welche die New Israel Opera in Zukunft einzuschlagen gedenkt. Damals waren auch Nachrichtenmedien und Kritiker aus aller Welt anwesend, die künstlerische Botschaft Israels wäre deutlich verkündet worden. Dennoch ist das, was wir erst jetzt erleben, nicht hoch genug zu schätzen: Für Israels Opernleben bedeutet «Josef» ein wirkliches Fest. Israel hat ja viele Jahre lang unter dem Mangel an eigenen Opern auf seinen Bühnen gelitten – zufälligerweise wird in diesem Jahr die erste je geschriebene israelische Oper, «Dan Ha-Shomer» (Dan, der Wächter) von Mark Lavri nach einem Text von Max Brod, fünfzig Jahre alt. Seit dieser Zeit kamen in Israel bloß zwei andere israelische Opern heraus: «Alexandra» von Menahem Aviodom und Aharon Ashman sowie «Massada 967» von Josef Tal und Israel Eliraz, den Autoren von «Josef». Wohl schrieben israelische Komponisten weitere Bühnenwerke, aber diese wurden anderswo produziert. «Josef» markiert nun einen Schritt in die richtige Richtung.

Der Protagonist Josef stellt auch die Hauptfrage dieses Werks: «Gehört das Leben, das ich lebe, wirklich mir?» Eliraz benutzt für sein Libretto Texte aus Franz Kafkas «Metamorphosen» und aus der Bibel. Josef wacht an seinem dreißigsten Geburtstag auf und will nicht mehr weiterleben. Er will nicht mit seiner Familie frühstücken, will seine Lena nicht sehen, mit der er seit sieben Jahren befreundet ist, will nicht zur Arbeit gehen, wo er doch stellvertre-



Gabi Sadeh in der Titelpartie von Tals «Josef». Foto Haramaty

tender Leiter der Kreditabteilung einer Bank werden soll. Die Geschichte spielt sich irgendwo in Mitteleuropa ab, einen Monat vor Ausbruch des ersten Weltkriegs; die Oper schließt mit dem Attentat von Sarajevo – jedermann wird Soldat.

Josef Tals Musik ist am besten als Hommage à Alban Berg zu beschreiben. Tal, der im September fünfundsiebzig Jahre alt wird, war Pionier vieler Stile und kehrt jetzt, nachdem er den Kreis ausgeschritten hat, zurück zu Techniken, die eher etwas mit der Handlungszeit der Oper zu tun haben als mit den Neunziger Jahren. Sprechgesang diktiert das Werk; die Orchestrierung ist eher fragmentarisch und dient quasi als Code für die jeweiligen Charaktere und Situationen. Tal bleibt stets einem Code treu, erhebt sich nicht über den Text, sondern betrachtet die Musik als Teil eines Ganzen von Text/Musik/Inszenierung/Bühnenbild/Kostüme/Bewegung/Licht. Regisseur David Alden entschied sich für eine durchgehende surrealistische Lesart: Er eliminierte bewußt die Grenzen zwischen Realität und Alptraum. Den ganzen Abend lang herrscht die gespannte Atmosphäre des sich ankündigenden Überlebenskampfes: Alles Individuelle ist überschattet vom kommenden großen Krieg. Flüchtlinge füllen

demonstrierend die Stadt, und zwischen diesen Szenen untersuchen ein Polizeioffizier und ein Doktor das Phänomen Josef – man denkt an Wozzeck. Paul Steinbergs Bühnenbilder waren in ihrer Phantastik der Einfälle und Farbe ein integraler Teil der dramatischen Aktion, nicht weniger wichtig als die handelnden Personen.

Gary Bertini leitete Orchester und Sänger mit absoluter Präzision, holte auch feinste Schattierungen und Abtönungen heraus: etwa bei Schlagzeugsolisten und Holzbläsern. Gabi Sadeh mußte als Interpret der Titelpartie vom ersten bis zum letzten Augenblick auf der Bühne sein. Obwohl er als Bühnenerscheinung etwas schwerfällig wirkte, waren seine sängerische Leistung und die Interpretation der Partie superb. Linda Pavelka, von zerbrechlicher Persönlichkeit, verkörpert als Josefs Freundin Lena eine Frau, deren starkes Gefühl Josef vor sich selbst retten könnte. Monte Jaffe als Vater und Robin Weisel-Capsouto als Mutter zeichneten Kafkaske Charaktere, die sich neuen Strömungen verschließen und das alte System aufrechterhalten sollen. In kleineren Rollen waren Yaron Windmüller (Doktor) und Vladimir Braun (Offizier) als Bösewichter brillant, während Yevgeny Shapovaiov (Rubi, Josefs Schwager), Sharon Rostorff (Frieda, Josefs Schwester) und Denis Sedov (Max, stellv. Bankdirektor) etwas überagierten. Alles in allem aber ein krönender Erfolg – das beste Geschenk, das sich die Israeli Opera zum zehnten Geburtstag machen konnte.

Stephen Arnold

■ TAL: JOSEF. Uraufführung am 27. Juni 1995. Musikalische Leitung: Gary Bertini, Inszenierung: David Alden, Bühnenbild: Paul Steinberg, Kostüme: Gabriel Barry, Licht: Niv Sadeh. Solisten: Gabi Sadeh (Josef), Linda Pavelka (Lena), Monte Jaffe (Josefs Vater), Robin Weisel-Capsouto (Josefs Mutter), Yaron Windmüller (Doktor), Vladimir Braun (Offizier), Yevgeny Shapovaiov (Rubi), Sharon Rostorff (Frieda), Denis Sedov (Max).

'Josef'

Die letzte Oper dieser Spielsaison stammt aus der Feder des israelischen Komponisten Josef Tal (Libretto: Israel Eliraz) und wurde am 1. Juli in der Neuen Israelischen Oper mit großem Erfolg uraufgeführt.

Dieser Erfolg ist nicht unverdient. "Josef" ist eine zeitgenössische Oper, der es gelingt, im Stil des 'recitativo' (begleiteter sprechartiger Gesang) eine packende und niemals nachlassende Dramatik zu erreichen, die trotz ihrer immensen Dichte im ersten Teil auch noch den zweiten Part dieses Werkes spannungsvoll nachvollziehen läßt. Großen Anteil daran mag auch die hervorragende Bühnengestaltung gehabt haben (Bühnenbild: Paul Steinberg, Kostüme: Gabriel Berry, Licht: Niv Sadeh, Choreografie: Sally-Anne Friedland), die sich mit dem musikalischen Fluß in einem nahezu nahtlos mutierenden Szenenablauf verband. Sinnfällig eingesetzte Schattenwirkungen, die Plastizität des Geschehens unterstreichende Lichtfarbengestaltung und die sehr ökonomische und wirkungsvolle Durchorganisation der Bühnenrequisiten waren vor allem dafür maßgeblich.

Die traumwandlerisch anmutende Einheit der musikalischen und bildnerischen Elemente hatte natürlich ihren Grund: Eine nahezu psychotische Bestandsaufnahme- das Traumprotokoll des 30-jährigen Sohnes einer jüdischen Familie kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges wurde erzählt, das selbst die vermeintlich (und auch so gemeinten) 'wirklichen' Familien-Szenen des Stoffes noch mit in den Strudel der surrealistischen Reflexe hineinriß.

Daß das ganze dennoch nicht zu einem bunten Flickenteppich assoziativer Verknüpfungen geriet, macht einen großen Teil der Leistung dieser Oper aus. So ließ sich vielmehr eine gewisse Dumpfheit und Bedrückung ausmachen, die sich wie ein Alb schwer über das ganze legte und alle Begebenheiten dieser im Traum durchlebten Identitätskrise des von seinen eigenen Bildern gejagten Helden immer stärker mit eiserner Klammer zu umschließen schien. Der inhaltliche Umschlag am Ende der Oper in das anhebende Kriegsgeschehen wurde deshalb nicht minder zu einem Bestandteil dieser Düsternis und erwies sich als konsequente Einlösung und Fortsetzung des Erahnten (die Regie führte David Alden).

Gary Bertini, dem künstlerischen und musikalischen Leiter der Neuen Israelischen Oper und des ausführenden Sinfonieorchesters Rishon LeZion, ist eine klare und farbige Umsetzung der Partitur zu danken. Alle Sänger - die Titelrolle (Tenor) sang in dieser Aufführung Gabi Sadeh - konnten durchweg mit Durchsetzungsfähigkeit und Musikalität überzeugen. Das fast puppenhafte Auspielen der Szenen wiederum schien besonders im Licht der auch im Musikalischen daherschwimmenden aber niemals offenen oder gar aufdringlichen Klischees traumbestimmter Seelenzustände Sinn zu machen. Nur mühsam konnte der dramaturgische Rahmen der Anfangsszene am Schluß dieses Seelengemälde bezähmen - vielleicht die einzige dramaturgische Auffälligkeit, die nicht ganz aufzugehen schien und dem Finale der Oper etwas die Spitze nahm. Nichts desto trotz ist diesem kraftvollen Alterswerk des nunmehr 85-jährigen Komponisten und 'seinem' Team ein Bühnenwerk gelungen, das seinen Platz im originellen Kunsttempel in der Leonardo-Da-Vinci-Straße mehr als verdient hat.

Jeder Musikfreund, jeder Opernliebhaber muß von der Uraufführung der israelischen Original-Komposition "Josef", der Oper des Komponisten Josef Tal und des Dichters Israel Eliras hingerissen sein. Es ist dies der seltene Fall, daß eine neue und moderne Oper auf einen kongenialen Dirigenten (Gary Bertini) trifft, der sie versteht und Orchester wie Sänger (alles Israelis) zu Höchstleistungen führt. Das ist eine Aufführung, die auch eines der großen Opernhäuser der Welt nicht beschämen würde, um die Kritikerin des "Maariv" zu zitieren.

Im Gegensatz zu den meisten Opern im klassischen Repertoire ist "Josef" auch bedeutendes Theater und überträgt die Seelenqualen seines kafkaesken Helden, Josef, in eine Sprache, die gleichzeitig universal und modern ist.

Eine Clique von giftigen Journalisten und Funktionären von Gänseblümchen-Höhe tut alles in ihren Kräften Stehende, um die israelische Oper unterzukriegen. Die Antwort liegt in der gegenwärtigen Aufführung.

(Übers. v. A.S.)

(Anm. d. Red. Siehe auch Kritik auf S.8.)

Große Oper aus Israel am Rostocker Volkstheater

Komponist Josef Tal bereitet europäische Erstaufführung vor

Von ANDREAS WACZKAT

Rostock (OZ) Seine langen, schmalen Hände erläutern jedes seiner Worte, während seine wachen Augen den Gesprächspartner fixieren. Gern und ausführlich spricht der israelische Komponist Josef Tal über Musik, über Beethoven vor allem, und er spricht in einer herzerfrischenden Weise bescheiden und freundlich, undogmatisch und offen. Man merkt jedem seiner Gedanken an, daß er sie vielfach durchdacht, auch verworfen und anders wieder neu gedacht hat.

Am 2. November wird das Rostocker Volkstheater mit Tals Oper „Josef“ zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder mit der Erstaufführung einer großen zeitgenössischen Oper von sich hören lassen. Sie ist als Auftragswerk der Neuen Israel-Oper entstanden und im vergangenen Jahr in Tel Aviv uraufgeführt worden. In Rostock folgt nun die Europäische Erstaufführung in einer Inszenierung von Manfred Straube, dem Intendanten des Volkstheaters.

Das Libretto von Israel Eliraz, Tals bevorzugtem Librettisten, erzählt die Geschichte eines Josef Hermann, der in der Nacht zu seinem 30. Geburtstag einen visionären Alptraum hat. Er wird vor einer schrecklichen Tragödie gewarnt, die seinen gesamten Kontinent bedroht. Doch statt sich seinem Schicksal zu stellen, steigt Josef aus, verweigert sich der Routine, trennt sich von seiner Geliebten, verweigert die Nahrung und endet schließlich im Irrenhaus.

Im Libretto verbirgt sich eine Fülle von Anspielungen auf biblische Geschichten. Auch der alttestamentliche Josef, von seinen Brüdern als Sklave verkauft, hat visionäre Träume. Er sieht, ähnlich seinem Namensvetter in der Oper, eine siebenjährige Hungersnot voraus, stellt sich aber erfolgreich seiner Verantwortung. Die Verweigerungshaltung des Josef Hermann in der Oper spiegelt sich viel eher in der Figur des biblischen Propheten Jona, der ebenfalls von seiner Berufung zu fliehen versucht und in der Folge im Bauch eines großen Fisches landet.



Der Komponist Josef Tal (r.) und Regisseur Manfred Straube bei Proben zu Tals Oper „Josef“ am Volkstheater.
Foto: Dorit Gätjen

Nicht endgültig allerdings: der Prophet ist einsichtig und wird gerettet. Seinen symbolischen Doppelgänger in der Oper ereilt ein anderes Schicksal, auf dessen Deutung durch die Inszenierung man gespannt sein darf.

Die Motive und Stoffe der hebräischen Bibel ziehen sich wie ein roter Faden durch Tals Schaffen, nicht nur durch seine inzwischen neun Opern. Tal wurde 1910 in der Nähe von Poznan geboren. Nach Studien an der Berliner Hochschule für Musik verließ er Deutschland 1934 und lebt seither in Jerusalem. Zur Vorbereitung der Erstaufführung von „Josef“ in Rostock ist Tal seit einigen Wochen zu Gast in der Hansestadt, mit der er sich derzeit ohnehin intensiv beschäftigt: Gemeinsam mit Eliraz arbeitet der Komponist im Auftrag des Volkstheaters an einer neuen Oper, in der es unter Bezugnahme auf die ausländerfeindlichen Lichtenhagener Ausschreitungen von 1992 um Macht und Ohnmacht von Demokratie gehen wird.

Über seine eigenen Werke spricht Josef Tal offenbar gar nicht so gerne. Noch viel weniger möchte er Interpretationen vorgeben, die den Hörer bereits auf eine Deutung festlegen. Doch wenn Tal über Beethoven referiert, verrät seine Sichtweise vieles über das eigene Schaffen. Das Konzept, eine Musik zu schreiben, die

bereits als instrumentale Musik aus sich heraus, auch ohne den Text in der Oper, einen dramatischen Gehalt hat, hat Tal sich zum Vorbild genommen.

Konsequenzen zieht er daraus in der klaren Struktur seiner Werke, dramaturgisch präzisen formalen Vorstellungen, geschickt inszenierten Akzenten, aber auch in der harmonischen Sprache. Die Unterscheidung von Konsonanz und Dissonanz ist für ihn von untergeordneter Bedeutung. Beides steht nur für unterschiedliche Stufen von Energie, die Musik bewegt sich von einer Spannungsebene zur nächsten. Dem Dreiklang weicht er dabei keineswegs aus. Obwohl Tal die traditionelle Dur-Moll-Tonalität auch in der Oper „Josef“ zu verschiedenen Richtungen hin aufgegeben hat, klingt vielleicht deswegen seine Musik doch nicht völlig unvertraut.

Ein guter Musiker, sagt Tal, zeichne sich wie ein guter Mathematiker nicht durch seine Antworten aus, sondern durch seine Fragen. Es gehört zu Tals Konzept einer umfassenden musikalischen Kommunikation, mit seiner Musik dem Hörer Fragen aufzugeben. Denn Antworten, so könnte man lakonisch ergänzen, haben die Eigenschaft, Diskussionen vorschnell zu beenden. Premiere ist am 2. November um 19.30 Uhr im Rostocker Volkstheater.



Prof. Josef Tal im Gespräch mit dem Intendanten des Rostocker Volkstheaters Manfred Straube

Foto: Archiv

Historische Figur mit Blick auf moderne Welt

Komponist Josef Tal zu seiner Oper „Josef“

Schwerin • Zu den Israelischen Kulturtagen wird die Oper „Josef“ am 2. November am Volkstheater Rostock ihre europäische Erstaufführung haben. Wir sprachen mit dem Komponisten, dem 86jährigen Josef Tal, der 1934 nach Israel ausgewandert war. Von 1948 bis 1952 war er Direktor der Jerusalemer Musikakademie, seit 1965 ist er Leiter der musikalischen Sektion an der Hebräischen Universität.

Frage: Herr Professor, warum haben Sie eine Oper über die biblische Figur Josef des Träumers geschrieben?

Tal: Das Thema hat mich sehr interessiert, weil es einerseits einen historischen Bezug hat. Und weil es andererseits ein ganz aktuelles Problem enthält: das Problem der jungen Generation von heute, das vor allem durch die Übersättigung mit Informationen und kurzlebigen Medienergebnissen verschärft wird. Früher war es doch so, daß etwas Modernes auch eine geraume Zeit modern blieb. Heute geht alles so rasend schnell. Das ist - auch intellektuell gesehen - keine besonders leichte Lage.

Frage: Inwiefern hat der Josef der Oper mit dem Josef Tal des wirklichen Lebens zu tun?

Tal: Kein Mensch kann ein Werk schaffen und sich dabei selbst völlig ausschließen. Und wenn man sich so ein Menschenwerk genau anschaut,

dann kann man darin auch autobiographische Elemente erkennen. Aber „Josef“ ist nicht meine Autobiographie.

Frage: Ihre Oper wurde im vergangenen Jahr an der New Israeli Opera erfolgreich uraufgeführt. Mit welchen Gefühlen sehen Sie der europäischen Erstaufführung in Deutschland, in Rostock entgegen?

Tal: Meine Gefühle unterscheiden sich jetzt eigentlich nicht von denen, die ich immer empfinde, wenn ein Werk von mir gespielt wird. Das ist ganz genauso wie bei meiner ersten Oper, die in Hamburg uraufgeführt und dann in New York nachgespielt wurde. Das war natürlich sehr verschieden voneinander. Aber das bewies mir: Mein Werk ist eben vieldeutig. Wenn es eindeutig wäre, dann wird es sehr schnell vergessen. Als Besucher höre ich, daß die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland noch sehr groß sind. Das ist aber ganz natürlich, so etwas kann nicht über Nacht verschmelzen.

Frage: Ist „Josef“ auch eine Aufforderung zum Miteinander-auskommen?

Tal: Das Nicht-miteinander-auskommen-können ist kein Patent vom Osten oder Westen Deutschlands. Das gibt es leider in der ganzen Welt. Es gibt doch kaum eine Ecke ohne Krieg.

(Interview: Jürgen Seidel)

Labyrinthisches Mosaik, zerrissenes Leben

Jüdische Phantasmagorien des 20. Jahrhunderts: Josef Tals Oper „Josef“

Von Hans-Klaus Jungheinrich

ROSTOCK. Der Komponist Josef Grünthal wurde 1910 bei Posen geboren. Nach Musikstudien in Berlin emigrierte er 1934 nach Israel, wo er seinen Namen hebraisierte (*Tal* ist das hebräische Wort für *Tau*). Er wirkte entscheidend am Aufbau eines israelischen Musiklebens mit. Zusammen mit dem israelischen Schriftsteller und Dramatiker Israel Eliraz (Jahrgang 1936) schrieb er mehrere Opern. Eliraz ist auch Librettist von Tals jüngster, 1995 in Tel Aviv uraufgeführter Oper *Josef*, die jetzt am Volkstheater Rostock ihre erste europäische Bühnenedition fand. Für Rostock ist ein weiteres gemeinsames musiktheatralisches (Auftrags-)Werk der Autoren geplant.

Josef Tal (seine Lebenserinnerungen *Der Sohn des Rabbiners* wurden auch in Deutschland ediert) ist im hohen Alter produktiv wie nie zuvor; in den letzten Jahren entstanden zahlreiche großdimensionierte Stücke, darunter Opern und Symphonien. Auch der deutsche Jude Berthold Goldschmidt (er starb 93jährig vor wenigen Wochen) hatte ja eine erstaunliche Alterskarriere. Sie gründete sich jedoch zumeist auf frühere Hervorbringungen, vor allem die beiden faszinierenden Opern *Der gewaltige Hahnrei* und *Beatrice Cenci*. Diese waren vergessen, weil sie schlecht in den Avantgarde-Raster hineinpaßten. Tal hingegen arbeitete in Israel auch experimentell und mit elektronischen Klangmitteln, ein ähnlich spekulativer, avancierter Kopf wie Stefan Wolpe, der allerdings in den Darmstädter Kreisen auch nicht recht ernst genommen wurde. Ob „avanciert“ oder „gemäßigt“ (wie etwa Hans Krasa, Pavel Haas, Erwin Schulhoff, Viktor Ullmann oder sogar Franz Schreker): Die vertriebenen, geächteten oder ermordeten jüdischen Komponisten erfuhren von der deutschen Öffentlichkeit lange Zeit keinerlei Beachtung. Erst in den letzten Jahren hat sich das etwas geändert. Unreparierbar die von den Nazijahren zerrissenen Lebensläufe, das Niedertreten und Auslöschen eines immensen künstlerischen Begabungspotentials.

Josef erzählt diese Geschichte; die Geschichte eines Juden im 20. Jahrhundert. Die Titelfigur erwacht eines Morgens im Juni 1914, an ihrem 30. Geburtstag, und sieht. Josef sieht nicht nur die Schrecken des Ersten Weltkriegs voraus, sondern auch die spätere Zukunft. In einer verrückten Welt müssen die Sehenden als Verrückte gelten. Josef wird unfähig, die Realität des Alltags zu bewältigen, bricht alle sozialen Brücken ab, lebt als „Schizophrener“ in seinen Visionen und Alpträumen,

geht an diesem Konflikt schließlich auch physisch zugrunde.

Der Ausgangspunkt erinnert an Kafkas Erzählung *Die Verwandlung*, die schockierende Bewußtwerdung stigmatisierter jüdischer Existenz und die komisch-katastrophische Konsequenz des erkannten (phantasmagorisierten und zugleich furchtbar „realistischen“) Ungeziefer-Status. Im Namen *Josef* ist aber auch der biblische Mythos des ausziehenden Jakobsohnes repräsentiert, hier allerdings ohne die erfolgsgekrönte Grandeur des Thomas Mannsche „Helden“, und bezeichnenderweise gelingt Tal/Eliraz' Josefsfigur keine Teilhabe am neugegründeten jüdischen Staat — er ist inmitten von Alpträumen nur eine jäh aufflackernde und verlöschende „Möglichkeit“, die dem tödlich Verletzten versperrt bleibt; *Sh'ar*, die Überschreitung der Realität, ein Schlüsselbegriff dieser Oper: ein Weg nur für Stärkere, Glücklichere. Josef aber ist nicht nur eine kafkaeske Sohnesgestalt (schwach auch gegenüber dem realitäts-tüchtigen Vater), sondern ein Bruder von Woyzeck, wie dieser ohnmächtig angesichts körperlicher Gewalt und lebend im (hellsichtigen) Wahnsinn.

An das „offene“ Bühnerdrama erinnert die formale Disposition der 22 (in zwei Akte gegliederten) Miniszenen. Vielfach sind es skizzenhafte Bilder aus der deutsch-jüdischen Realität von 1914, gleichsam Illustrationen der Kracauer-schen *Angestellten*-Sphäre (Vater Jakob betreibt ein Knopfgeschäft, Josef arbeitet, ganz kafka-nah, bei einer Bank); dann wieder Kondensate antisemitischer Erfahrung oder Prophetien von Flucht, Krieg und Endlösung. „Modern“ ist die Aufspaltung der Hauptperson in zwei Bühnengestalten: Josefs „alter ego“ ist das „Gedanken-Ich“, Doppelgänger der verlorenen „bürgerlichen“ Identität. Die Autoren machen es den Rezipienten nicht leicht, verzichten auf geradlinige „Handlung“, realisieren Josefs „Weg nach unten“ als labyrinthisches Mosaik, Abbild zerborstener, zersplitterter Biographien.

Josef Tals Musik hat nichts mehr von der alles überwölbenden (und schließlich vielleicht auch versöhnenden?) symphonischen Beredtheit der Bergschen *Woyzeck*-Partitur. Tal neigt eher zum Kargen, Lakonischen, und nur selten werden Szenen überleitend und „vermittelnd“ verbunden; zumeist bricht die Musik jäh ab und setzt neu an. Die einzelnen Stationen werden schroff und prägnant beleuchtet. Bei den Schreckensvisionen scheut Tal vor auftrumpfenden Gesten zurück; mit wenigen Strichen bekommen sie Totentanzcharakter. Viel Aufmerksamkeit verwendet der Komponist auf die Nebenfiguren, vor al-

lem die Frauen (Josefs Mutter, Josefs Schwester, seine Geliebte), die auch in lyrischen Gesten individualisiert werden. So ist es nicht nur Josefs Geschichte, die erzählt wird: Tals Kunst interessiert sich für viele Menschen, auch für die eher passiven (den Offizier, den Arzt, den Vater), die keineswegs bloß als Marionetten oder Karikaturen gezeichnet sind. Melodischen sind Einflüsse traditioneller jüdischer Idiomatik merklich; sie werden eingebettet in eine überwiegend atonale, multistilistische und (vor allem im Orchestersatz der farcenhafte Szenen spürbar) gelegentlich auch an Aleatorische grenzende Tonsprache. Von seltsam irisierendem Klangreiz etwa der Abschied Josefs von der Geliebten Lena (anlässlich eines Picknicks) mit Solobratsche und Saxophon: zart, unredselig, fast ein wenig ironisch.

Das Volkstheater Rostock gehörte in der DDR-Zeit (vor allem in den Intendanten-jahren von Anselm Perten) zu den namhaftesten ostdeutschen Bühnen. Die sorgfältig vorbereitete *Josef*-Inszenierung konnte seinen guten Ruf erneut bestätigen. Manfred Straube führte die Personen aufmerksam, beschränkte die phantasmagorische Bilderflut der Visionen auch auf durchaus Wesentliche (wobei der Kasus einer Bildorgie in einer traditionell bilderfeindlichen, bilderkritischen Kultur durchaus für sich schon eine psychische Obsession bedeuten muß, ein von den Autoren schmerzhaft eingesetztes Schockelement). Hektische Dokumentarfilmprojektionen markierten „zukünftige“ Geschichte, während die biblisch-ägyptischen Assoziationen etwas naiv pantomimisch im Hintergrund absolvieren wurden. Beklemmend das mehrmals wiederkehrende „Flüchtlings“-Motiv der mit ihren Koffern ruhelos die Bühne Durchmessenden. Sie gingen auf unsicherem Boden überall grabenartige Öffnungen (Bühne Falk van Wangelin); schachtartig durchbrochen auch die Wände.

Gerhard Oskamp dirigierte mit Umsicht und dramatischem Gespür. Die Oper wurde in der deutschen Übersetzung von Magali Zibaso gesungen. Aus dem großen Sängersensemble lösten sich immer wieder besonders beeindruckend die machtvolle Stimme von Iwan Popov als Vater Jakob und der schlanke, tragfähige und scharf artikulierende Charaktertenor von Christoph Späth als Josef. Ein gedanklich komplexes, wirklichkeitsträchtiges musikalisches Bühnenwerk wurde mit viel Engagement und Könnerschaft vorgestellt. Josef Tal, als Opernkomponist in Deutschland eine späte, eine aufrüttelnde Entdeckung.

Termine: 7. und 27. November

02 4.11. 96

Versuch einer Analyse des eigenen Scheiterns

Europäische Erstaufführung der Oper „Josef“ am Volkstheater

Von ANDREAS WACZKAT

Rostock (OZ) Die Oper endet wie sie beginnt: mit einer Frage. Warum, so muß sich Josef Hermann fragen, bin ich nicht in das Tor eingetreten, das mir den Weg in eine neue Welt öffnet? Das offene Tor, es steht als Sinnbild für Veränderung und neue Möglichkeiten. Es zu durchschreiten, Verantwortung zu übernehmen, setzt zuerst Eigenaktivität voraus. Diese mag Josef nicht aufbringen, er wählt den Weg der Verweigerung, des Ausstiegs. Seine abschließende Frage jedoch scheint ohne Reue formuliert, eher als Versuch einer nüchternen Analyse des eigenen Scheiterns. Die Oper „Josef“ moralisiert nicht, sie sucht vielmehr mit einfachen Fragen nach komplexen und überzeitlichen Antworten.

Als europäische Erstaufführung hatte die Oper „Josef“, komponiert von Josef Tal nach einem Libretto von Israel Eliraz, am Samstag im Rostocker Volkstheater Premiere. Für die Inszenierung zeichnete Manfred Straube verantwortlich.

Bereits das Bühnenbild deutet mit seiner strengen Geometrie auf die Zwänge hin, die in Josefs Umwelt das Leben reglementieren. Vorgegebene Wege machen ein Ausbrechen unmöglich, überall lauern schwarze Abgründe. Die Inszenierung lebt von diesen ebenso einfachen wie sinnfälligen Bildern. Beeindruckend die groß besetzten Szenen, etwa an Josefs Arbeitsplatz in der Bank. Das hektische, doch streng formal geordnete Getriebe erinnert ein wenig an die Filmsprache von Fritz Langs „Metropolis“.

Wie die Inszenierung sucht auch die Ausstattung von Falk von Wangelin beständig eine Balance von Konkretion und Abstraktion, die reizvoll und dem Stück dienlich ist. Eine Ausnahme ist das unfreiwillig komisch wirkende Modell eines Überseedampfers, das eher an die Augsburger Puppenkiste denken läßt. Die ansonsten virtuos einge-

setzte Rückprojektion hätte hier vielleicht bessere Möglichkeiten eröffnen können.

In seiner Komposition gelingt es Tal überzeugend, der dramatischen Handlung von der Musik die entscheidenden Impulse geben zu lassen, große Energie ebenso zu vermitteln wie tiefe Ruhe. Unterstützt von einer abwechslungsreichen, über weite Strecken fast kammermusikalisch durchsichtigen Orchestrierung, bringt die Musik jede Szene exakt auf den Punkt – eine kongeniale Zusammenarbeit von Tal und Eliraz. Ein dickes Lob gebührt der Norddeutschen Philharmonie, die unter der Leitung von Gerard Oskamp souverän und klangschön die hohen Anforderungen des Werkes meisterte.

Viele der Sänger hatten hörbar mehr Probleme mit den Schwierigkeiten des Werkes. Hervorragend auf seine Rolle als Josef hatte sich Christoph Späth vorbereitet. Zu keiner Zeit angestrengt wirkend, begeisterte er mit seiner warmen und leichten Stimme ebenso wie mit seinem ausdrucksvollen Spiel. Ausgezeichnet war bei ihm auch die Textverständlichkeit. Leider kam ihm in dieser Disziplin kein weiterer Akteur nahe, auch wenn die anderen Rollen ansonsten passabel besetzt waren. Christine Dammann als Josefs Freundin Lena wußte ihre verzweifelte Verliebtheit dramatisch gut umzusetzen. Iwan Popov verließ der Rolle von Josefs Vater stimmlich wie schauspielerisch eine überzeugende Würde, gleichfalls souverän Donka Lakowa als Josefs Mutter.

Die Reaktionen des Publikums waren, wie so häufig bei Musiktheater der Gegenwart, geteilt. Der reichliche Applaus zum Schluß schien eher höflich als begeistert, und der galt wohl etwas mehr der Aufführung als dem Werk.

Die nächsten Aufführungen:
7.11. und 27.11., jeweils 19.30 Uhr.



Christoph Späth (vorn) gestaltete hervorragend die Titelfigur des israelischen Komponisten Josef Tal. Mit der Inszenierung wird das Musikwerk erstmals auf einer europäischen Bühne aufgeführt.

Der ohnmächtige Hellseher

Prophetischer Albtraum: Europäische Erstaufführung von Josef Tals Oper „Josef“ in Rostock

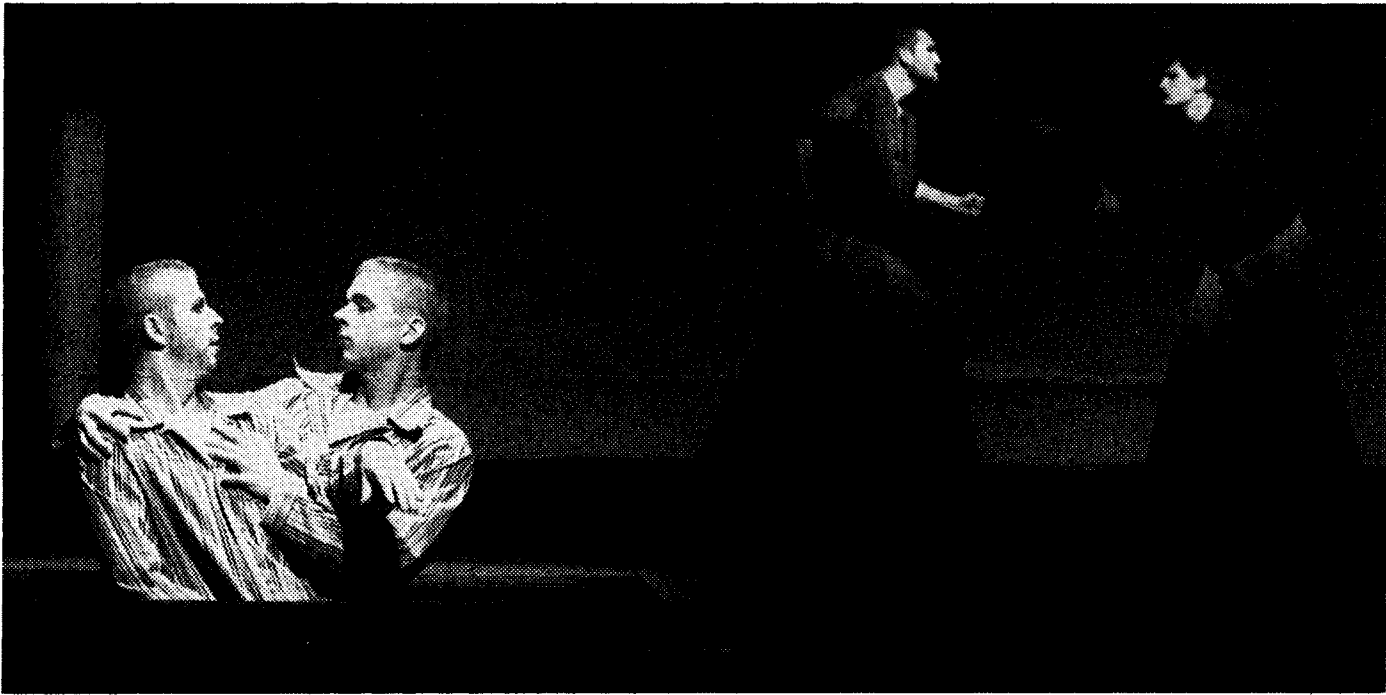
Wieso gerade in Rostock? Um die Aufführungsrechte für Josef Tals Oper „Josef“ hatten sich neben dem Rostocker Volkstheater auch Bühnen in Berlin, Hamburg und München bemüht. Die Uraufführung des Zweiakters an der Neuen Israel-Oper in Tel Aviv im Juli 1995 hatte Manfred Straube als Generalintendant des Rostocker Theaters besichtigt, der Josef Tal wegen eines Auftragswerks besuchte. Er gewann den Komponisten, zusammen mit dem Librettisten Israel Eliraz, für die künstlerische Verarbeitung der ausländerfeindlichen Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen 1992. Die Oper mit dem Arbeitstitel „Ein friedlicher Ort“ wird voraussichtlich in der Spielzeit 1998/99 in Rostock unter Straubes Regie uraufgeführt. Bei der „Josef“-Premiere in Tel Aviv erkannte Straube, daß die Autoren mit diesem Werk gleichsam eine Vorgeschichte zur Auftragsoper erzählen. Nichts lag also näher, als auch die europäische Erstaufführung von „Josef“ der Ro-

sef aber tritt nicht hindurch und weiß nicht warum. Sein Bewußtsein spaltet sich in Ich und Gedanken-Ich. Von da an verweigert er die tägliche Routine, seine Arbeit in der Bank, jede Nahrungsaufnahme. Träumend begreift er sich als biblischer Josef. Das sinnlose In-sich-Kreisen der Alltagsrealität nimmt groteske Züge an, die Josef wiederum als Albtraum empfindet. Er kann immer weniger zwischen Realität und Traum unterscheiden.

Vergebens versuchen die Mutter und Schwester Frieda ihn zu verstehen. Vater Jakob und Schwager Rubi leben für das Geschäft, die Familie, für Ordnung und Ehrlichkeit. Das alles stellt Josef mit seinem Verhalten in Frage. Ein Offizier, der oft in den Träumen vorkommt, verfolgt Josef. In der Bank, Schauplatz unerbittlicher Bürokratie, wird Josefs Kündigung diktiert. Der Rahmen für diese verbissene Ordnung ist bereits das Chaos: Am Hafen warten Flüchtlinge auf die Ausreisepapiere. Josef

Die Erscheinung des Tors an Anfang und Ende des Stücks verstärkt seine symbolische Bedeutung. Formal stützt sich das ganze Werk darauf wie eine Brücke auf zwei Pfeiler. Brücke wie Tor symbolisieren die Verbindung zum Jenseits oder zum Unbewußten, suggerieren die Idee des Glaubens oder der Individuation. Die Tragik des Helden besteht in der Unfähigkeit, eine solche Verbindung herzustellen, obwohl er sich danach sehnt. Josef geht an der zerstörerischen Sinnlosigkeit seiner Umwelt zugrunde: ohnmächtiger Hellseher. Niemand versteht ihn mehr, weil er jetzt ganz anders sehen kann. Mit seinem Aussteigen zieht er ein Alarmsignal, letztlich opfert er sich, um damit den Menschen zu zeigen, daß es so nicht weitergehen darf.

Wie ein Mahnmal wirkt Josef Tals Oper. Das überaus dichte, auf Essenz gebrachte Material ruft vielschichtige Verbindungen hervor, die stilistisch konsequent schon im Titel erscheinen: der Josef des Alten Testa-



Josefs Ich und Gedanken-Ich, im Hintergrund gespiegelt von Kain und Abel: Szene aus Josef Tals Oper „Josef“ in Rostock Foto Dorit Gätjen

stocker Bühne anzuvertrauen. „Josef“ wurde als erste israelische Oper in Mecklenburg inszeniert, im Rahmen der ersten israelischen Kulturtag in den neuen Bundesländern. Ähnlich wie der Held seiner brillanten Inszenierung erlebte Straube eine Realität à la Kafka: Nach der erfolgreichen Premiere im Volkstheater sah er sich fristlos gekündigt – unter anderem, weil er sich geweigert hatte, vierundzwanzig Stellen im Theater zu streichen.

Um das Verweigern geht es auch im Stück: Josef Hermann sieht im Juni 1914, an seinem 30. Geburtstag, in prophetischen Albträumen die Greuel des Ersten Weltkriegs voraus. Er träumt aber auch vom Sha'ar, einem Tor zu einer anderen Welt, dessen Engel-Wächter es für ihn öffnet. Jo-

sef bricht seine langjährige Beziehung mit Lena ab. Bitter enttäuscht, entschließt sie sich auszuwandern. Der Arzt, der die Begriffe Gesundheit, Ordnung und berufliche Karriere durcheinanderbringt, läßt seinen Patienten in die geschlossene Abteilung der Psychiatrie einliefern. Als Josef seine letzten Stunden in der Zelle verbringt, erfüllt sich seine Prophetie: Alle Menschen werden vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges überrascht. Verkapptes Happy-End: Visionär sieht Josef die Zukunft seines Volkes in der Emigration nach Osten, in der Gründung eines neuen Staates. Das Gedanken-Ich tötet Josef. Sterbend sieht er wieder das Tor. Seine letzte Frage bleibt offen: „Warum bin ich nicht in meinen Sha'ar eingetreten?“

ments, Kafkas Josef K. und nicht zuletzt Josef Tal selbst, der fast dieses ganze Jahrhundert durchlebt und durchlitten hat. Das Weltbild des Rabbinersohns ist im Alten Testament verwurzelt. Als Kind erlebte Tal in seinem Elternhaus auch Kafka persönlich. Der Dichter Israel Eliraz ist geübt in der Zusammenarbeit mit dem Komponisten (in den Opern „Ashmedai“, „Massada“, „Die Versuchung“ und „Der Garten“); seine knappen Sätze schweben oft wie Orakelsprüche rätselhaft im Raum. In expressionistischem Tonfall ist der Anfang des Jahrhunderts evoziert, in organischer Mischung moderner und biblischer Elemente. Man vernimmt mahndend die ewige Wiederkehr sozialpsychologischer Muster und politischer Mechanismen.

Die Musik trägt den Text – sie suggeriert innere Entwicklungen, Stimmungen und Gefühle oder interpretiert sensibel die Situation und kommentiert das Geschehen. Josef Tal verankert seinen Einfallsreichtum keineswegs epigonal in der europäischen Tradition. Seine Originalität zeigt sich nicht zuletzt in der Fähigkeit, freitonale und modale Elemente logisch und prägnant nebeneinander wirken zu lassen. „Josef“ klingt weitgehend kammermusikalisch transparent mit plastischen Bläserkonturen und raffinierten Schlagzeugfarben als Kontrast zu den geschmeidigen Streichern. Tal zeigt sich als Meister der Orchestration in Verbindung mit den Stimmen.

Monoton-bedrohliche Streicherpizzicati und klappernde Schlagzeugrhythmen illustrieren die starre Alltagsmechanik in der Bank. Eine Walzerszene dient als Hintergrund für ein Tête-à-tête-Picknick. Aber unterschwellig lauert das Groteske: Schein und Sein sind zweierlei. Eine subtile Kombination aus Flöte, Baßklarinetten, Violoncello und Harfe begleitet den Leidensmonolog der Mutter (ausdrucksstark Donka Lankowa). Josefs Schwester Frieda (sensibel Christiane Blumeier) wie auch seine Freundin Lena (stimmichön Christine Damman) sind facettenreiche Frauengestalten. Fast karikiert sind dagegen die Figuren des Vaters (plastisch dargestellt von Ivan Popov), des Offiziers (unterhaltsam Franz Mewis) und des Arztes (souverän Frank Brandau). Vor allem aber beeindruckte die Hauptfigur Josef, dargestellt von dem lyrischen Tenor Christoph Späth, eine Entdeckung für diese Rolle. Neben ihm überzeugte der talentierte Rostocker Schauspielstudent Oliver Warsitz in der stummen Rolle des Gedanken-Ich. Der Chor, akkurat vorbereitet von Ulrike Masopust, unterstreicht am Ende einstimmig und klangdicht den Höhepunkt und vermittelt emotional die Hoffnung. Die Norddeutsche Philharmonie Rostock wurde einfühlsam geleitet von ihrem Chefdirigenten Gerald Oskamp, der Ensemble und Solisten präzise und fein aufeinander abgestimmt zu koordinieren verstand und Details deutlich ausformte.

Musik und Sprache werden durch Straubes Inszenierung kongenial ergänzt. Die künstlerischen Absichten haben sich in ständiger Teamarbeit herauskristallisiert, mit Josef Tals konstruktiver Mitarbeit während der ganzen Probenzeit. Die Ausstattung Falk von Wangelins ist knapp und karg, aber suggestiver Bestandteil des durchdachten Konzepts. Der Boden läßt nur vorbestimmte Wege zu; sonst drohen Abgründe wie Grablöcher mit dem Absturz. Sie dienen auch als Bett oder Büroplatz und lassen den Frühstückstisch oder den Baum für die Freiluftszene im Nu erscheinen. Der straffe Rhythmus der Szenenfolge sorgt für Überraschungsmomente und Kurzweil. Das stimmt mit der Choreographie von Roland Giertz überein, der ~~Soldaten oder Bankangestellte immer wieder gleiche Bewegungen und gleiche Wege beschreiben ließ~~: Sinnbild für das Sinnlose. Außer dem Ich und dem Gedanken-Ich in zwei Personen läßt Straube Kain und Abel erscheinen: Anspielung auf den ersten Mord als Anfang aller Kriege. In den Alpträumen werden Archivaufnahmen aus dem Krieg projiziert. Die Palmzweige der Auswanderer versinnbildlichen die Bewässerung der Wüste, aber auch die Gerechten (Psalm 93,13) und wie in der Antike den Sieg. Am Ende verwandelt sich der Torwächter bedrohlich in einen Todesengel, der an Otto Dix erinnert. Die überregional beachtliche Produktion beeindruckte die Stadtväter jedoch keineswegs. Wird dieser bemerkenswerte Anfang für das Rostocker Theater auch gleich sein Ende sein?

ANA POPESCU